

Der Verräter

Autor(en): **Latzko, Andreas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **19 (1917)**

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751055>

Nutzungsbedingungen

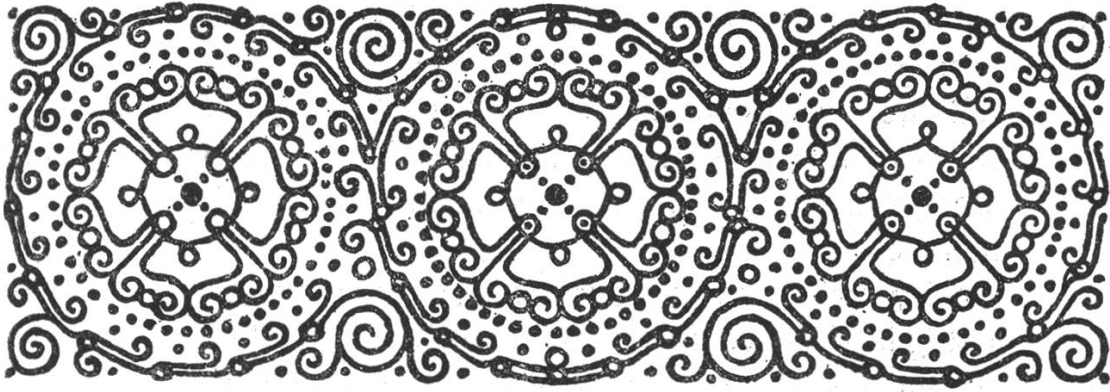
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



DER VERRÄTER

von ANDREAS LATZKO

In schmalen Streifen fiel von oben das Sonnenlicht ein, grell und heiß, floss über die goldenen Kandelaber vor dem Altar, scheuchte die Heiligen frech aus ihrem Dunkel, dass sie wie geschminkte Schauspieler aussahen, hilflos und eingeschüchtert, als schämten sie sich ihrer billigen Buntheit. Was die Betten an der Wand und die Strohlager in der Mitte, unter den Säulen, nicht hatten erreichen können, einer einzigen Granate war es gelungen, der alten Kirche die Weihe zu rauben. Nackt, wie ein ausgeräumtes Magazin, gähnte der weite Raum, als wäre alles, was fromme Christenmenschen jahrhundertlang hineingetragen, in banger Hoffnung vor die Altäre hingelegt, sich flüsternd vom Gewissen geladen hatten, entwichen durch die Fensterhöhlen, die gleich aufgerissenen Wunden in der Mauer klafften. Denn die schönen Glasgemälde, die so gewissenhaft darüber gewacht, dass die längstverklungenen Choräle, hoch unter dem finsternen Gewölbe, und die vielen harten Priesterworte, von der Kanzel auf die verdullten Steinfliesen gefallen, den Weg nicht hinausfinden in die gottlose Welt, — lagen jetzt auf dem kleinen Friedhof zu einem klirrenden Haufen gekehrt.

Zwei schläfrige französische Sanitätssoldaten durchstöberten mit ihren Stöcken die Scherben, entzifferten dann und wann den Teil einer Inschrift, legten die Bruchstücke der Heiligenbilder zu grotesken Figuren zusammen, rissen Zoten, und lachten. Mit der Zeit bekamen sie aber das Spiel satt, denn die Julisonne brannte unbarmherzig auf den freistehenden Friedhof nieder und jagte sie in den Schatten der Kirchhofmauer zurück.

Da lagen sie nun wieder auf ihren Mänteln, den Rucksack unter dem Nacken, in der gleichen Positur und genau auf der gleichen Stelle, wie gestern und vorgestern schon; hörten die Bienen summen, — gähnten, — räckelten sich, — und nahmen das Raisonieren dort wieder auf, wo sie es vor einer halben Stunde unterbrochen hatten.

„Ob das nicht verrückt ist?“ knurrte der Größere, ein robuster, breitschultriger Vallone, mit struppigem, blondem Vollbart. „Dort vorne jagt man sie wie die Hasen, fetzt sie auseinander, dass sie ihre Glieder vertauschen werden am jüngsten Tag, — und hier rückwärts müssen wir Wache halten, damit die Herren Boches in der Kirche ungestört sterben können. Mir kann's recht sein! Geschehn kann uns hier nichts. Die verirrte Granate gestern abend war ihr letzter Gruss; jetzt sind sie vielleicht schon am Rhein.“

Der Kleine zuckte verächtlich die Schultern und warf seinem Kameraden einen misstrauischen Blick ins Gesicht. „Hast Du Angst vor ihren Granaten? Ich sag' Dir: das ärgste Trommelfeuer wär' mir lieber, als diese verdammte Kirche! . . . Stumm wie die Fische liegen sie drin, glotzen uns an, und sterben. Ist das Soldatenarbeit, so zu warten, bis es wieder was zum Verscharren gibt? Pfui Teufel! Wie zwei Raben, die auf das Aas lauern, sitzen wir da.“

Der Blonde lachte sein lautes, rohes Lachen: „Bei Gott, der Vergleich ist gut! Wie die Weißlinge, wenn man ihnen die Angel aus den Kinnbacken reißt und sie blutig im Boot zappeln lässt, nicht anders, wahrhaftig, liegen sie drin. Was sollen sie auch sagen? Die Schwester kann so wenig deutsch, wie wir zwei. Wie viele sind's eigentlich noch?“

Dem Kleinen ging das laute, vergnügte Geschwätz auf die Nerven. Er schnitt ein gequältes Gesicht und erwiderte unwillig: „Einundzwanzig haben sie uns vorgestern dagelassen, sechs haben wir seither eingeschaufelt, das wirst Du wohl noch wissen? Täglich zwei. Wenn's so weiter geht, können wir noch eine Woche lang die Totengräber machen.“

Er spie aus und schwieg. Sein Blick ging über die nahen Dorfruinen hinweg in die Ferne, wo, hinter entlaubten, zerschossenen Bäumen, die Landstrasse wie ein dampfender Strich den Horizont abschloss. Dort rollten Tag und Nacht die Fuhrwerke, Wagen an Wagen, unversiegbar; ab und zu verriet eine aufwirbelnde Wolke,

die dunkel, wie ein Granateinschlag, aus dem grauen Staubschleier hochsprang, ein vorbeiflitzendes Auto. Der Soldat seufzte sehnstüchtig, ließ die geballte Faust erbittert auf seinen Rucksack niedersausen und wiederholte zähneknirschend: „Wie die Raben. Bei Gott!“

Allein die erwartete Zustimmung blieb aus. Sein Kamerad lag schon, von der Hitze überwältigt, mit weit geöffnetem Mund, dicke Schweißperlen auf der Stirne, und schlief. Nachdenklich betrachtete der Kleine das starre, ausdruckslose Gesicht, den aufgesperrten Rachen, erinnerte sich der vielen Leichen, die sie während der letzten Tage aufgelesen, und war nahe daran, den Schlafenden mit einem derben Rippenstoß aufzuwecken. Doch er bezwang sich, — überflog noch einmal das ganze trostlose Bild, von der Staubwand im Hintergrund, über die verrußten Mauerreste, zurück zu dem aufgewühlten Friedhof mit dem glitzernden Scherbenhaufen: alles grau, menschenleer, von stickiger Hitze überwölbt, in tödliches Schweigen gebettet. Nicht einmal das Rattern der Automobile unterbrach die Stille, so weit abseits lag die Kirche von der Chaussee. „Wie auf einer verlassenen Insel, mitten im Ocean!“ — dachte der Soldat; warf sich ergrimmt neben seinen Leidensgefährten hin, und bald schnarchten beide um die Wette.

Schwester Marie saß auf der obersten Stufe, vor dem offenen Portal, die Ellbogen auf die hochgezogenen Kniee gestützt, das Kinn in den Händen, und ihr vergrämes Gesicht hellte sich auf für eine Sekunde, als das gewohnte Duett der beiden, nach kurzer Unterbrechung, wieder an ihr Ohr schlug. Es war zu drollig, dieses unbegrenzte Schlafvermögen zu jeder Tages- und Nachtzeit! Sie selbst hatte seit dreimal vierundzwanzig Stunden kein Auge geschlossen, konnte sich kaum noch aufrecht halten auf den glühenden Sohlen; starrte unter rotgeschwollenen Lidern wie betäubt auf den blendend hellen Platz vor der Kirche hinaus.

Sie wusste sich einfach keinen Rat mehr! Ein dutzendmal wenigstens hatte sie die Soldaten schon auf die Straße vorgeschickt, mit dem Auftrag: den Kutschern, Radfahrern und Meldereitern, die vorbeikamen, dringende Botschaft mitzugeben. Ob die Leute die Sanitätsanstalt nicht fanden in dem großen Durcheinander, ... oder ihr Versprechen einfach in den Wind schlugen im Quartier? ... Es hatte jedenfalls keinen Sinn, die beiden wieder aus dem Schlaf

zu rütteln und den Versuch noch ein dreizehntes Mal zu wiederholen. Sie würden sich wohl auch weigern, denn der Kleine hatte sich schon dazu aufgerafft, ein Generalstabsauto anzuhalten, und wäre — wie er erzählte — aufs Haar über den Haufen geschossen worden von dem empörten Major, der es nicht fassen konnte, dass mitten im siegreichen Vormarsch, da er mit glänzenden Nachrichten zu seinem Kommando zurückkaste, jemand die Unverfrorenheit hatte, ihn mit langen Geschichten über mangelnde Medikamente aufzuhalten, als wäre er ein Apotheker. Nein, von diesen Eiligen durfte sie keine Hilfe erhoffen. Die kamen von vorne, wo die Leichen haufenweise umherlagen, fuhren an aschgrauen Menschengruppen vorbei, an Verwundeten, die mit zerschossenem Bein sich mühselig humpelnd über die Landstraße schleppten und jedem Fuhrwerk mit großen, flehenden Augen nachblickten. Und sollten, rückwärts angekommen, von all dem Grauen, das sie gestreift, just die langweilige Erzählung von der kleinen Kirche mit ihren notleidenden Kranken im Gedächtnis behalten?

Was aber blieb ihr sonst für Hoffnung? Sie konnte doch nicht auf gut Glück weiter warten! Die Verbände mussten unbedingt erneuert werden, waren schon steif von Blut, scheuerten die vernarbenden Wunden auf, und die knappen Vorräte, von den fliehenden Deutschen in der Sakristei zurückgelassen, waren längst verbraucht, nur der Telephonapparat stand immer noch da, wie eine Herausforderung. Der abgerissene Draht schaukelte höhnisch vor dem Fenster.

Die Augen der Pflegerin füllten sich mit Tränen. Sollte sie geduldig zusehen, wie einer nach dem andern den Brand bekam und zugrunde ging? ... Ihr ganzer Körper zitterte vor Empörung über die Gewissenlosigkeit der Leute, die sie hierher gesetzt und dann einfach vergessen hatten. Drei Tage lang war sie freudig aufgefahren, so oft ein Auto über die Landstrasse rollte; hatte sich mit den Augen an die fliegende Staubwolke hingehängt, als könnte ihr Blick den Wagen von der Chaussee ziehen und auf den Seitenweg lenken, der zur Kirche führte. Jetzt ärgerte sie sich über ihre Leichtgläubigkeit, konnte sich den Vorwurf nicht ersparen, mitschuldig zu sein an dem Unglück. War sie nicht Zeuge der Kopflosigkeit gewesen, als plötzlich die Ambulanzwagen vorfuhren und

jemand mit dem Befehl durch alle Säle stürmte: „Einpacken! ... Wir gehen vor. Die Deutschen laufen. Sieg ... Sieg!“ Das ganze Lazarett rannte wie verrückt durcheinander; und sie selbst ... war sie nicht auch — trotz ihrer sechzig Jahre — wie berauscht von dem Worte „Sieg“? Und hatte nun doch drei Tage verstreichen lassen, ohne sich zu rühren! ...

Seit einem vollen Jahr, seit dem Tage des ersten Vorpostengefehtes, war sie als Operationsschwester im Felde; hatte es oft genug mitgemacht, wie es nach solchen Kampf Tagen in den Lazaretten zuzuging, wenn in endloser Reihe die Wagen kamen und alle Korridore sich mit blutigen Bahren füllten. Schwitzend, wie in einem Maschinenhaus, arbeiteten die Ärzte, und es musste einer schon höherer Offizier oder sonstwie Protektionskind sein, um noch am gleichen Tage, an dem er eingeliefert wurde, operiert oder verbunden zu werden. Nicht der Feind nur, die eigenen Leute, arme, stöhnende Poilus, die um die Qual des Frischverbundenwerdens wie um eine Gnade flehten, wurden angeschnauzt, gehässig zurückgestoßen, weil sie ihre blutenden Stümpfe dem geplagten Doktor unter die Nase hielten, und der, nach zehnstündiger, rastloser Arbeit, in Blutgeruch, Hundstagshitze und Chloroformdämpfen, nur für sich selbst, für die eigene Erschöpfung noch Mitleid übrig hatte. War es nicht selbstverständlich, hätte sie es nicht voraussehen müssen, dass der Stabsarzt, allen Versprechungen zum Trotz, in den Aufregungen des siegreichen Vormarsches die Kirche mit den zwanzig deutschen Verwundeten vergessen werde?

Sie allein traf die Schuld! Ihr Verbrechen war es, wenn zwanzig junge, kräftige Männer, um die zu Hause Frauen und Mütter bangten, elend verderben mussten! ...

Die Fäuste geballt, den Kopf vornüberhängend, von einem lautlosen Schluchzen geschüttelt, sank Schwester Marie immer mehr in sich zusammen. Mit der Übung, die sie als Ordensschwester im selbstquälerischen Ausschmücken ihrer Sünden erworben, erpresste sie sich, wie ein Beichtvater, das Geständnis, dass sie, wenn französische Verwundete in der Kirche gelegen wären, wahrscheinlich ... nein, sicher ... ganz sicher sogar, früher schon um Hilfe geschickt, das Leben ihrer Landsleute nicht so leichtfertig aufs Spiel gesetzt hätte. Als Schwester vom Herzen Jesu hatte sie ihre leidenden Menschenbrüder in Freund und Feind geteilt. Genau wie der

Stabsarzt, der die befreiten französischen Verwundeten in Automobilen zurückführen ließ, während die Deutschen, wenn sie nur irgend marschfähig waren, den zwölf Kilometer langen Weg bis zum nächsten Lazarett zu Fuß antreten mussten. Wie hatte sie noch Vertrauen haben, geduldig warten können, nachdem sie diesen trostlosen Zug vorbeitreiben gesehen? Ihr war's, als fühlte sie immer noch den Blick im Gesicht, den ihr der blasse kleine Deutsche zugeworfen, als hart das Kommandowort ertönte, und er, den unförmig angeschwollenen Fuß um einen Knüppel geschlungen, humpelnd seinen Leidensweg antrat, die ganze hilflose Angst der geplagten Kreatur in den Augen. Und jetzt? ... Jetzt war dieser eine, den sie nicht hatte herausbetteln können, gerettet — operiert, sauber verbunden, rückwärts im Lazarett; und die anderen, die sie „geborgen“, lagen vom Fieber gepeinigt, mit ver eiterten Wunden in der Kirche drinn, den sicheren Tod vor Augen! Sollte wirklich sie die Schuld ... ihre Seele dereinst büßen ...

Nein!

Die Hände auf die Knie gestützt, stemmte sie sich mühsam in die Höhe, ging, taumelnd vor Müdigkeit, die Mauer entlang zu den Soldaten hinüber. Mit verzweifelter Beredsamkeit erklärte sie den beiden die Gefahr, in der die Kranken schwebten, — bat, — drohte, — gestand zum Schluss, ihre Leibwäsche schon in Streifen geschnitten zu haben, — — — und ihr verdorrtes, von tausend Runzeln durchwühltes Gesicht, das die Soldaten den „Rangierbahnhof“ nannten, färbte sich dunkel in mädchenhafter Scham, vor diesen Männeraugen, die nun unmittelbar unter dem Ornat ihren nackten Körper wussten.

Der Vallone blieb unerbittlich. Der Kleine erklärte sich bereit, noch einmal auf die Chaussee vorzugehen; aber die Zumutung, selbst Hilfe zu holen, wies auch er mit Entrüstung zurück. Wie fette Spinnen, — erzählte er, — lauerten die Feldgendarmen auf allen Wegen; und der Soldat war verloren, den sie, ohne schriftlichen Befehl seines Vorgesetzten, unterwegs zur Etappenzone einfingen.

Dem Großen riss die Geduld, als auch die Schilderung solcher Gefahren die Pflegerin nicht verstummen machte. Mit wüsten Flüchen fiel er über die „famose Patriotin“ her, die bereit war, wackere Poilus in den sicheren Tod zu schicken für eine handvoll Boches,

die ohnehin schon mit beiden Füßen im Grabe standen. Wütend zog er seinen Kameraden mit sich fort; erklärte keinen Finger mehr zu rühren für diese Frauensperson und ihre Teufelskirche!

Kreideweiß schleppte sich die Schwester auf ihren Platz zurück, starrte durch das offene Portal fröstelnd in die Kirche hinein, als lauerte drin wirklich der Teufel, grinsend in Erwartung der fünfzehn Seelen. Nichts konnte sie mehr tun, nur die Hände in den Schoß legen und warten, bis es wieder einem die Augen zuzudrücken galt. Mit zitternden Knien lehnte sie an einer Säule, fand den Mut nicht zu einem Gang von Bett zu Bett. Am Vormittag hatten schon einige aufbegehrt, mit flackernden Augen, drohend einen Arzt gefordert; andere zerbrachen sich die Zunge, um ihre Wünsche ins Französische zu übersetzen, — und das Aufblitzen der Hoffnung in ihren fahlen Gesichtern, so oft ein Wort gelang, war schwerer zu tragen, als das Gezänk der Ungeduldigen. Auch jetzt flog ab und zu ein lauter Ruf, ein kurzes Gespräch durch die hallende Kirche, klang schauerlich laut zur Schwester hinaus, die hinter jedem Wort einen Fluch witterte, der ihr galt. Sollte sie sich entschuldigen?... Die Wahrheit sagen?... Aber... das hieße ja den Unglücklichen alle Hoffnung nehmen, den Tod vor sie hinstellen...

Mit einemmal fühlte sie sich wieder stark, hob den Kopf, warf einen dankbaren Blick nach oben. Nun sah sie eine Aufgabe! War bereit, den Hass auf sich zu nehmen, der ihr aus allen Betten entgegensprang, damit diesen armen Verurteilten wenigstens der Glaube erhalten bleibe: ärztliche Hilfe werde noch kommen, und alles gutmachen, was die Indolenz der Pflegerin an ihnen verdorben.

Leise huschte sie auf ihren Filzsohlen in die Kirche, lief, ohne nach rechts oder links zu schauen, ängstlich bis zur Mitte, zu dem Bett hin, das allein zwischen den Strohsäcken der Mannschafts-abteilung vor der Kanzel stand, und fühlte sich wie geborgen, als sie es erreichte, so groß war ihre Sympathie für den jungen Offizier, der mit einem schweren Schuss im Unterleib seit Tagen schon mit dem Tode rang. Er war irgendwie anders als seine Kameraden. Sie konnte ihn pflegen, ohne von dem hässlichen Gefühl beschlichen zu werden, einen Feind berührt zu haben, — Einen, der das Leben weiß Gott wie vieler braver Franzosen auf dem Gewissen hatte. Auch bei den anderen war sie redlich bemüht, nicht daran zu

denken; hatte gleich am ersten Tag alle fremden Uniformstücke in die entfernteste Ecke der Kirche tragen lassen, um nichts mehr zu sehen, als leidende Menschen. Und es ging doch nicht! Aus dem Geschwätz der beiden Soldaten vor der Kirche war es ihr, vor kurzem erst, ganz plötzlich klar geworden, was sich immer wieder wie eine Wand zwischen sie und diese Verwundeten schob, ihr Mitleid erkalten machte. Der Satz: „Stumm wie die Fische liegen sie drinn“, hatte sie wie ein Steinwurf getroffen. Das war es!... Die vielen Franzosen, die sie gepflegt und verbunden, — leiden und sterben gesehen hatte, sie stöhnten, wimmerten, beklagten sich, waren wie schwache, hilflose Kinder, die man trösten und bedauern konnte, ohne daran zu denken, dass sie, blass vor Wut, fühlende Menschen mit ihren Mordwaffen durchbohrt hatten. Die Fremden aber, die hier in der Kirche lagen, waren nicht wie kranke Kinder, trugen ihre Qualen ohne Klage, mit verkniffenen Lippen; blieben Soldaten bis zum letzten Atemzug, als hätten sie unter den blutigen Verbänden, auf dem nackten, geschundenen Leib immer noch die Uniform an. Ein trotziger Stolz strahlte aus ihren Augen, schien jedes Bedauern hochmütig abzulehnen, und ließ die bange Frage nicht verstummen: wie hart, wie unerbittlich, wie grimmig streng sie gegen andere, und gar gegen den Feind wohl sein konnten, wenn sie gegen den eigenen Leib nicht weich wurden, sich selbst so ungerührt leiden ließen?

Nur der Kleine mit dem Knabengesicht in dem alleinstehenden Bett hatte andere Augen; erinnerte an die eigenen Verwundeten, trotzdem er weniger französisch sprach als seine Kameraden, und sein Name:

Fähnrich Egas von Wertzer,

in schöner Rondschrift über dem Bette angebracht, ganz unaussprechlich fremd klang. Nicht einmal seinen Rang konnte Schwester Marie entziffern, wie bei den anderen Offizieren, die sie als Lieutenant oder Major wenigstens zu titulieren wusste. Aber er ließ sich doch ein wenig bemitleiden, sah ihr dankbar in die Augen, wenn sie ihm ein paar tröstende Worte sagte, stöhnte laut auf vor Schmerz, ab und zu.

Von warmem Mitgefühl getrieben, beugte sich die Pflegerin über sein Bett, fuhr ihm mit der Hand zärtlich über die glühende Stirne.

Er dämmerte schon hinüber, in einem heißen Rausch, aus dem, gleich Blasen, die Erinnerungen stiegen, als müsste der Lebensfaden noch einmal zurückgewickelt werden, ehe er für immer abbriss. Seine Finger haschten nach vorbeigleitenden Figuren, die Lippen bewegte ein gleichmäßiges Murmeln, Zorn und Freude jagten in raschem Wechsel über das vergilbte Gesicht, das alt und runzelig geworden war, als hätte er die fünfzig Jahre, auf die seine Jugend ein Anrecht hatte, rasch noch abgelebt. Nur der Körper blieb unbeweglich; lag zwerghaft klein, wie weggeschmolzen in der Fieberglut, unter der Decke.

Eben huschte ein zärtliches Lächeln über seine Lippen, ein Gruß an die kühle Hand, die so liebevoll seine Stirne berührt. Nun stimmte alles ganz genau! So war es auch damals, als die Flammen zum erstenmal sein Bett bedrohten; sein kleines, weißlackiertes Bett mit dem hohen Gitter. Seit Stunden zerbrach er sich den Kopf über die Frage, woher die schmalen Feuerzungen kamen, die bald wie alte Bekannte wärmten, bald zornig auf-flackernd näher und näher schlugen, sengend unter die Augenlider leckten, wie flüssige Lava in sein armes Gehirn tropften, das auch schon zu brennen anfang. Was hatte er da für wüste Dinge geträumt? . . . Er lag ja, Gott Lob, zu Hause, in seinem lieben Zimmerchen, und nicht in einer großen, kahlen Kirche, in die er sich hatte flüchten müssen, weil ein Teufel hinter ihm herlief, ein schwarzer, buschiger Teufel, dem er auch, ganz sicher, schon mal begegnet war! Ganz bestimmt erinnerte er sich, die scharfe, dreizackige Gabel, die ihm das Ungeheuer immer wieder tief in den Unterleib getaucht hatte, irgendwann selbst in der Hand gehabt zu haben; nur war sie seither auch stark gewachsen, wie er selbst. Nein! Den Teufel hatte er nicht geträumt. Der hatte wirklich die Fenster eingeschlagen, in seiner Wut über die geglückte Flucht seines Opfers. Oder? War das immer noch der neue Nikolo, der auf dem Regal zwischen den Spielsachen stand, mit einer langen Zunge aus rotem Tuch und ebensolchen Flammen auf seiner schwarzen Kutte? Dann musste jetzt gleich auch Vater kommen, mit der Weidenrute, die so brennende Striemen zog, musste Mutter beiseite schieben, ihn aus dem Bett reißen, und schlagen, — — schlagen! — —

Ein lauter, angstvoller Schrei gellte durch die Kirche, dass

alle Kranken hochfuhren und erschrocken hinüberstarrten zu Fähnrich Wertzer, der sich wie von Sinnen in seinem Bette wand. Er wollte sich nicht mehr prügeln lassen, — war ja jetzt erwachsen, — wehrte sich aus Leibeskräften gegen das unerhörte Unrecht, noch einmal gestraft zu werden für ein Vergehen, das er längst schon gebüßt. Unvergesslich war es ihm ja in jener Nacht eingebläut worden, dass ein Junge sich nicht fürchten dürfe! Dass, wer aus-ersehen war des Kaisers Rock zu tragen, als siebenjähriger Knirps schon die Zähne zusammenbeißen und lieber vergehen musste vor Angst, ehe er feige die Mutter rief. Oh, er hatte es gelernt seither, was es hieß, alles in sich hineinzuwürgen, aus Angst vor Prügel und Spott! So gründlich gelernt, dass ihm sein Schuldbewusstsein: nun doch laut aufgeschrien, sich wieder nicht beherrscht zu haben, auch jetzt noch den Angstschweiß auf die Stirne trieb.

Hatte man ihn gehört?.... Verstohlen schlug er die Augen auf und presste sie, aufstöhnend, rasch wieder zusammen, ins Gehirn getroffen von der leuchtenden Glut, die durch das Fenster tropfte, als wäre die Sonne flüssig geworden. So war er also doch in der Kirche! Die Scheiben waren wirklich zertrümmert, auch die zackige Gabel rührte sich wieder in seinen Eingeweiden; nur die Mutter stand nicht mehr neben ihm, wehrte die schmalen, roten Feuerzungen nicht mehr ab mit ihrem Schatten. Ihren Besuch allein hatte er geträumt! Die Flucht in die Kirche, die Qualen, alles war Wirklichkeit. Nur die kühle, gute Hand suchte er umsonst.

So war sie also doch gestorben? ... Man hatte ihn nicht angelogen! Sie war tot, weg für immer, und es gab niemanden mehr, dem er sein Herz ausschütten, keinen Menschen mehr, zu dem er zärtlich sein durfte. Er fühlte, wie ihm das Schluchzen in die Kehle stieg, bohrte die Zähne tief in die Unterlippe ein, spannte alle Muskeln an in tödlicher Angst. Denn er sah den Kommandanten der Kadettenschule lauernd hinter seinem Schreibtisch sitzen, das Telegramm in der Hand, und wusste, was auf dem Spiele stand! Gelang es ihm jetzt wieder nicht, stramm wie seine Brüder dazustehen, entschlüpfte ihm nur eine einzige Träne, — — — dann bekamen alle Offiziere die Instruktion, ihm mehr Selbstbeherrschung beizubringen, dann wurde er wieder der Prügelknabe der ganzen Anstalt. Nein, er wollte nicht wieder der „Weichling“ genannt, gequält, verhöhnt, verachtet werden! Ehe

er diese Höllenjahre noch einmal ertrug, wollte er lieber gleich seiner Mutter folgen! Bei ihr brauchte er sich nicht zu verstellen, sie empörte sich mit ihm gegen die Roheit seiner Kameraden; verachtete ihn nicht einmal, wenn er sich bitterlich weinend in ihre Arme warf, am Ende der Sommerferien, und sie jammernd bat, ihn nicht zurückzuschicken in die Anstalt! Warum war sie denn jetzt nicht bei ihm? Warum nahm sie ihn jetzt nicht in Schutz, da er sie so nötig brauchte? ... Er tastete suchend über seine Stirne und hätte sie gerne gerufen, laut gerufen, wie früher, als er noch keine größere Seligkeit kannte, als krank zu sein und von ihr gepflegt zu werden. Eine unbändige Sehnsucht war in ihm, gestreichelt, getröstet, bedauert zu werden; und er ahnte nicht, dass die unbeherrschten Lippen jeden Gedanken, der durch sein siedendes Gehirn zuckte, laut in die hallende Kirche warfen.

Schwester Marie kniete betend vor dem Altar und fuhr erschrocken auf, als aus dem eintönigen Lallen des Sterbenden jäh ein lauter Schrei hochsprang, ein Hilferuf, der verebbend, in vorwurfsvoll klagendes Wimmern überging. Ängstlich beugte sie sich zu ihm nieder, drückte leise seine Hand und flüsterte: „Vous souffrez? ... Patience! Ça ira mieux.“

Egas von Wertzer verstand die Worte nicht. Nur die kühle Hand fühlte er, und der Ton, der heiß ersehnte Ton, den er seit dem Tode seiner Mutter nicht mehr gehört, hob ihn wie eine Welle. Das war Musik — — das Ineinanderklingen von tausend langentbehrten Worten — — eine weiche, milde Wärme, die seine starren Glieder auftauen ließ, den Krampf löste, als öffneten sich alle Poren seines Leibes, um die Melodie einzulassen, die er selbst nie hatte singen dürfen. Mit einem verklärten Lächeln, leuchtend vor Seligkeit, streckte er die Arme hoch, zog die geliebte Stimme zu sich nieder — klagte ihr seine Qualen, bat um Schutz für sein junges Leben, weinerlich, wie ein geängstigtes Kind.

Die Pflegerin war zurückgewichen, blutrot im Gesicht, und ihre Adern hämmerten so laut, als wären alle verrosteten Fächer ihres sechzigjährigen Herzens plötzlich aufgesprungen vor diesen Armen, die so verlangend nach ihr griffen. Scheu sah sie um — verschämt — — schrie leicht auf beim Anblick des fremden Gesichtes, das in nächster Nähe, wie aus Stein gehauen, vor ihr auffragte.

Es war der Offizier im Nachbarbett, an der Mauer, der sich mit äußerster Anstrengung aufgerichtet hatte, und ergrimmt, mit großen, zornig blitzenden Augen zu Fähnrich Wertzer hinüberhorchte. Unheimlich sah er aus, mit seinen weißen Lippen und dem struppigen Schnurrbart, der, blond und hübsch vor rosigen Wangen, in dem gespenstisch blassen, schmerzverzerrten Gesicht wie gelbes Stroh sich sträubte. Empört beugte er sich weit vor aus seinem Bett und rief: „Mensch, beißen Sie doch die Zähne zusammen! Wollen Sie uns alle blamieren mit Ihrem verfluchten Jammern?“

Starr vor Staunen lauschte die Pflegerin der harten, knatternden Stimme, — sah die Köpfe der Kranken von den Kissen sich lösen, ein Kreuzfeuer von grimmigen Blicken zu dem alleinstehenden Bett hinüberfliegen, und erriet aus dem Tonfall der Worte, die von allen Seiten zustimmend einfielen, dass irgendeine geheimnisvolle Ursache die ganze Kirche gegen den Sterbenden aufgebracht hatte. Ratlos irrte ihr Blick über die zornigen Gesichter.

Auch Fähnrich Wertzer hatte sich emporgeworfen, saß aufrecht, wutentstellt, mit keuchender Brust. Seine Rechte griff, weit vorgestreckt, ins Leere, ballte sich zur Faust; seine Lippen biemten, wie eine leerlaufende Maschine, ohnmächtig die Worte zu formen, die in rasender Hast, wie eine Springflut ins Freie verlangten. Er sah das gelbe Gesicht nicht, das ihm entgegenstarrte; seine fieberblinden Augen reichten nicht bis zum nächsten Bett. Nur Konturen sah er, und füllte sie aus mit dem Gespenst, das sein unbändiger Hass ihm zeigte. Nicht *ein* Mensch hatte ihm diese Worte zugerufen! Das war der Drachen, der Minotauros, der seine ganze Kindheit, seine ganze Jugend aufgefressen, der Feind, der ihm nie eine Zärtlichkeit, nie ein mildes Wort gegönnt! Das war, in eine Ecke zusammengeballt, die ganze Rotte, die ihn gepeinigt, verspottet, verfolgt, — ihm alles, wonach er sich sehnte, aus dem Leben gejätet hatte!

Nun konnte er ihn endlich fassen, nun hatte er ihn da! . . . Seine Brust dehnte sich, sein Mund stand weit offen, sein ganzer, schmähsch geduckter Stolz bäumte sich auf, spannte alle Sehnen zum Sprung auf den Bösen, der sich ihm jetzt ein letztesmal noch stellte. Aber auch diese einzige Genugtuung sollte ihm versagt bleiben. Nur bis zu den Lippen stieg die Flut, — dann versagten

die Kräfte, . . . und statt der vielen, zentnerschweren Worte, die er wie glühende Felsblöcke hatte hervorschleudern wollen, brach nur ein dicker, dunkler Blutstrahl aus seinem Mund. Noch einmal sah er sich nach Hilfe um, mit großen, erschrockenen Augen, dann sank er langsam zurück, in die Arme der Pflegerin, gewichtlos, wie ein gestürzter Vogel.

* * *

Ein kaltes, ablehnendes Schweigen erfüllte die Kirche, als die beiden Soldaten, kurz vor Sonnenuntergang, die Leiche holten. Ohne Bahre, nur mit dem blutigen Mantel bedeckt, trugen sie ihn vorbei an seinen Kameraden, die unnahbar, regungslos zur Decke starrten; legten ihn draußen auf die nackte Erde nieder, hart neben dem glitzernden Scherbenhaufen.

„Nimm's Maß!“ — brummte der Große, mit einem zynischen Achselzucken. Der Andere gehorchte stumm; zog mit dem Spaten zwei lange Striche, an Kopf- und Fußende der Leiche vorbei. Da tupfte ihn der Vallone auf die Schulter:

„Schau Dir mal die Händchen an! Wie von einer Prinzessin. Das glaub' ich, dass der nicht gern gestorben ist. Hätt' noch was haben können von seinem Leben!“

Ärgerlich schüttelte ihn der Kleine ab. „Unsinn! Sterben mag Keiner. Ob reich oder arm.“ Und eilig, als wäre es ihm bang vor weiteren Bemerkungen, machte er sich an das Graben, zückte den Spaten und rannte ihn grimmig in die Erde, als gälte der Stich seinem ärgsten Feind.

Der Große stand immer noch nachdenklich, in den Anblick der Leiche versunken. „Wenn ihn seine Mutter so sehen könnte!“ — rief er, mit einem hässlichen Grinsen. „Die sitzt jetzt sicher in einem noblen Peluchefauteuil, auf Sprungfedern, und strickt einen feinen seidenen Schal, damit sich das Söhnchen den Hals nicht erkältet.“

Wie ein Köter kläffte ihn der Kleine an, deutete mit dem Kopf wütend nach dem zweiten Spaten hin: „Lass das Geschwätz! . . . Mach'.“

Brummig ließ sich der Andere herbei, krepelte umständlich die Ärmel hoch, prüfte naserümpfend sein Werkzeug, warf noch

einen Blick nach der sinkenden Sonne, dann erst ging er mit einem schweren Seufzer an die Arbeit.

Durch den Staubschleier der Chaussee flammten, wie in Rauch gehüllt, die letzten Strahlen. Nur das schwere Atmen der beiden Totengräber unterbrach die Stille, und das Knirschen der Spaten in der harten, kieseligen Erde.



Freie Übersetzung von :

HENRY SPIESS: L'AMOUR OFFENSÉ

(1917 Cahiers vaudois, Lausanne.)

IX

Dir vertrau ich . . .
Ich kenne Dein Herz,
Dein mutiges Herz. Auch Du
Liebst die Stille und schaust
In Dich selbst hinein.
O wie ist die Stunde doch süß!
Dir vertrau ich, Dich kenn' ich,
An Deiner Brust wein' ich mich aus.
Als ob . . .
Wie lange waren wir doch getrennt?
Mit Dir vereint des Weges gehn,
Mit Dir die Schwelle überschreiten,
Du und ich und niemand sonst.
Ob ich es wage?
Ich bin zu schwach . . .
Meine Wünsche zerfließen —
In Nichts.
Du gleitest mir aus den Armen.
Ich . . .
Glaube mir selber nicht mehr!

Übersetzt von FRITZ BÜHLER